

Die Promotion ist mehr als eine Prüfung

In: Schöneck, Nadine M./Wenzelburger, Georg/ Wolf, Frieder (Hg.): Promotionsratgeber Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag 2012

Die folgenden acht Ratschläge gehen auf langjährige Erfahrungen zurück, die ich bei der Begleitung von vielen Soziologinnen und Soziologen nach ihrem Studium gemacht habe. Sie richten sich an Promovierende des Fachs, die mit ihrer Arbeit ein tiefergehendes inhaltliches Interesse verbinden. Wer nur einen Titel braucht oder möglichst schnell die nächste Karrierestufe erreichen will, sollte sich nicht angesprochen fühlen.

1. Eine Promotion ist *keine ‚normale‘ Prüfung*, auch wenn man am Ende eine Note bekommt und es politische Interessen gibt, sie zu einem banalen Examensschritt zu degradieren. Kern einer Promotion ist eine sehr individuelle Forschungsleistung. Der damit meist verbundene aufwändige Arbeitsprozess (kaum jemand schafft es unter drei Jahren) bedeutet einen herausfordernden persönlichen Erfahrungs- und Entwicklungsweg. Das ist gut so, und unter dieser Prämisse sollte man das Vorhaben auch wahrnehmen und anlegen. Hinterher ist man jemand anderes geworden und hat Seiten von sich (auch problematische) erlebt, die man vorher so nicht kannte.
2. Wie jedes *Lebensprojekt* hat auch ein intensives Forschungsvorhaben meist sehr viel mit der eigenen Person zu tun. Es geht fast immer um Themenaspekte oder Perspektiven, die einem unmittelbar wichtig sind und dabei Momente der Persönlichkeit spiegeln. Oft wird man sich dessen aber erst hinterher bewusst. Generell gilt: Je näher man sich dabei selber kommt, je mehr man authentische Elemente des Selbst für die Arbeit mobilisiert und sich von seinem Thema berühren lässt, desto mehr Kräfte kann man freisetzen. Zugleich liegt darin aber auch eine Gefahr: Es kann sein, dass man zu viel will und sich überfordert, oder man leidet darunter, nicht alle Aspekte, die sich ergeben, abarbeiten zu können. Das bedeutet, dass man trotz vieler spannender Fragen lernen muss, sich zu beschränken, was manchmal schmerzhaft ist. Es kann auch sein, dass man problematische Momente der eigenen Person berührt, die man tiefergehend bearbeiten müsste. Die Dissertation ist dazu aber auf keinen Fall ein geeignetes Medium, denn Persönlichkeitsprobleme sollte man direkt – vielleicht sogar mit professioneller Hilfe – angehen, und nicht über den Umweg eines intellektuellen Projekts, das darunter nur leidet. Gleichwohl soll mit Max Weber betont werden, wie wichtig es für die wissenschaftliche Arbeit ist, dass man „den Daimon findet und ihm gehorcht, der seines Lebens Fäden hält“ („Wissenschaft als Beruf“); moderner gesagt: dass man sich klar macht und dem mutig nachgeht, was einen ‚umtreibt‘. Es könnte lohnen, nachzulesen (z.B. bei Joachim Radkau), was das bei Weber war.
3. So sehr man dem Betreuer vertrauen sollte (wenn keine Vertrauensbasis entsteht, sollte man schnell jemanden anderen suchen), so wenig sollte man sich ein Forschungsziel ‚aufdrücken‘ lassen. Man suche immer sein ganz *persönliches Thema*, oder mit einem Ratschlag von Arlie Hochschild gesprochen: „Sing your own song“. Nur das motiviert und macht stark. Man sei aber auch nicht naiv und renne blindlings einem Thema hinterher, das niemanden interessiert oder nicht in die Zeit passt (außer man hat einen langen historischen Atem), denn auch die Wissenschaft kennt Moden und Konjunkturen, die es

einem manchmal nicht leicht machen. Trotzdem stimmt nach wie vor eine weitere Einsicht Max Webers: Wissenschaft benötigt als zentrale Ressource „Leidenschaft“.

4. Wichtig ist es, einen *eigenen Rhythmus* zu finden und sich die *Zeit* zu lassen, die man persönlich für sein Projekt braucht, denn jede Lebenslage und jede Person (und jedes Thema) ist anders. Aber zugleich muss man verhindern, dass die Arbeit eine quälende ‚never ending story‘ wird. Denn irgendwann ist die persönliche Energie verbraucht und Webers Daimon könnte zu einem Dämon werden. Dann ist meist auch die ‚Luft‘ raus aus einem Thema, und sowohl der Betreuer als auch das persönliche Umfeld sind nur noch genervt. Man traue aber trotzdem keinem, der zu übermäßiger Eile und zu persönlich nicht verantwortbaren inhaltlichen Kompromissen zwingen will. Und man traue auch keinem Bolognaideologen oder Karrierecoach, der meint, nur der Titel sei wichtig, wie immer man ihn erworben habe. Nicht nur wenn man wissenschaftliche Standards verletzt hat, sondern auch krasse inhaltliche Abstriche hinterlassen langfristig ein mieses Gefühl, so dass man auf die erbrachte Leistung nicht stolz sein kann – und inhaltlicher Stolz ist (neben der Reputation, d.h. der Anerkennung durch das „Fach“) eine unverzichtbare Motivations- und Kraftquelle. Kurz: Machen Sie ‚Ihr Ding‘ mit Leidenschaft, aber ziehen Sie es nüchtern durch.
5. Natürlich braucht man einen *Plan*. Aber ein Plan ist ein Plan, nicht mehr. Von Plänen darf (oder muss) man auch abweichen. Unterwegs wird man sich immer wieder neu entscheiden und umorientieren müssen. Dem Thema von Beginn an ein hartes Schema aufzuzwingen (so wie es die gelegentlich verlangten Arbeitspläne vorsehen) und dann durchzuprügeln, funktioniert fast nie. Trotzdem sollte man versuchen, so systematisch und strategisch wie möglich vorzugehen – gerade auch dann, wenn man sich mit seinem Thema weiterentwickelt. Das genaue Ziel des Projekts wird sich im Verlauf der Arbeiten mehrfach ändern, und es ist letztlich nie fertig bearbeitet. Nicht einmal am Ende ist oft völlig klar, was alles in einem Thema steckt – das erkennt man nicht selten erst Jahre später.
6. Die *eigentliche Schreibphase* am endgültigen Text ist meist relativ kurz (allein schon deswegen, weil man es nicht lang aushält); sie ist anstrengend und erfordert einen konzentrierten Rückzug – wie immer man das arrangiert. Aber man schiebe das Formulieren des Textes nicht zu lange vor sich her. In Versatzstücken zu schreiben, die man dann am Ende hofft, verbinden zu können, geht meist nicht gut aus. Irgendwann muss jeder mit einer mutigen Entscheidung sagen: „So, jetzt geht es wirklich los!“ und dann sollte man von vorne beginnen und keine Unterbrechungen mehr zulassen. Und nicht vergessen: Genug Zeit vorsehen für mehrere Runden der Endbearbeitung. Kein Text ist auf den ersten Wurf fertig. Erst die Überarbeitungen bringen in der Regel die notwendige inhaltliche Klarheit und sprachliche Qualität. Und man darf sich dabei gerne von kritischen Lesern helfen lassen (den Dank im Vorwort nicht vergessen).
7. Eine Dissertation erfordert nicht zuletzt ein *stabiles Lebensarrangement*, auch mit Partnern, Familie und Freunden. Nur wer ein verständnisvolles soziales Umfeld hat, wird den Stress gesund durchstehen, und man sollte die Betreffenden darauf vorbereiten und ihnen nicht zu viel zumuten. Man schaffe sich ergonomisch gute Bedingungen, vor allem einen ungestörten Arbeitsplatz, mit allem, was man dazu braucht. Und nicht zuletzt plane man einen einigermaßen geregelten Tagesablauf mit festen Arbeits- und Ruhephasen! Das ist alles andere als banal.
8. Auch fachlich sollte man mit seinen Kontakten pfleglich umgehen und auf alle Fälle verhindern, völlig allein vor sich hinzuarbeiten. Eine Isolation - die man vielleicht kurzfristig für

die akute Schreibphase braucht - kann sich langfristig fatal auswirken (eine große Gefahr bei Stipendien). Nur wenigen gelingt es nach mehrjähriger Klausur, mit einem derartigen Erfolgswerk aufzutauchen, dass die Profession mit einem Schlag hellhörig wird. Junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler brauchen gerade auch in der Promotionsphase *regelmäßigen Kontakt zur Scientific Community*, um Erfahrungen im Wissenschaftsgeschäft zu machen, Fachkollegen kennen zu lernen, Vertrauensbeziehungen zu Personen aufzubauen, die aktuell und dann später (vielleicht sogar ein Leben lang) unterstützen können usw. Oft werden daraus wichtige Freundschaften. Das Schreiben von Texten ist meist ein sehr einsames Geschäft – die Arbeit als Wissenschaftler generell aber keineswegs. Wissenschaft ist immer ein auch soziales oder nicht selten sogar öffentliches Agieren (von der Teamarbeit in Projekten, über die „Publikationen“ und Vorträge bis zu Medienkontakten und der Kooperation mit der gesellschaftlichen Praxis, von der wissenschaftlichen Lehre gar nicht zu reden). Und trotzdem: Forschung und die Arbeit als Wissenschaftler, etwa an einer Dissertation, muss man erst einmal *ganz persönlich mit sich selbst arrangieren*. Es gibt kaum einen Beruf, bei dem nicht nur *Arbeit und Leben*, sondern auch *Beruf und Persönlichkeit* eine derart intensive (und oft sehr aufreibende) Verbindung eingehen. Als Wissenschaftler muss man das nicht nur aushalten können, sondern mit Leidenschaft ausfüllen und einen persönlichen Weg finden, wie man damit umgeht.